

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Robert L. Fish**  
**Die Insel der grünen Hölle**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Karneval in Bridgetown auf Barbados, der östlichsten Insel der Kleinen Antillen. Das brasilianische Passagierschiff *Porto Alegre* draußen auf der Reede schwankte ganz leicht im Kielwasser eines Frachters aus Panama, der einen landnäheren Ankerplatz suchte. Mit tropischer Schnelligkeit senkte sich der Abend herab, und die ersten Sterne durchbrachen den samtigen Himmel. Von der Schiffsmannschaft und den Kreuzfahrtteilnehmern waren die meisten bereits an Land, man genoß die warme karibische Nacht, die fröhlichen Kostüme, das tanzende Volk auf den Straßen —, es war nicht die wilde Ekstase von Rio de Janeiro, aber immerhin Karneval . . .

Ein Geräusch klang vom unteren Ende der Gangway herauf, die vom Promenadendeck zu der kleinen schwimmenden Plattform hinabführte, von wo aus Passagiere oder Mannschaft den Leichter bestiegen. Eine tiefe Stimme rief: »He, Mann — Sie da oben!«

Der Deckoffizier starrte über die dunkle Schiffsseite hinunter auf das schaukelnde Ruderboot und die vier Männer, die sich geschickt halb stehend im Gleichgewicht hielten, verschieden große Tonnen an abgeseuerten Schnüren um den Hals gehängt hatten.

»Ja?« Der Deckoffizier sprach leidlich Englisch.

»Wie wär's mit 'n paar echten Inseltonnen da oben auf Deck, Mann? Gute Musik, Sir. Gibt keine bessere.«

Der Deckoffizier grinste und schüttelte den Kopf. Er war jung und sah in seiner fast neuen Uniform gut aus. Und er kannte die Vorschriften. »Bedaure, nichts zu machen«, sagte er.

»Gute Musik, Sir!« Mißbilligung schwang in der tiefen Stimme mit, Betrübniß darüber, daß sich der junge Deckoffizier so streng an seine Vorschriften hielt, und das jetzt im Karneval, wo es keine Vorschriften gab. Am wenigsten für einen Brasilianer, hätte man meinen sollen.

Neben dem jungen Offizier stand der zweite Maschinist, ein Schotte, nicht viel älter als er, ihm an Erfahrung aber Ewigkeiten voraus. Ehrfurcht vor den Vorschriften war etwas, was ihm zusammen mit den meisten anderen Hemmungen und Ängsten im Lauf der Zeit verloren gegangen war. Er hatte Schiffe von mindestens fünf Nationen kennengelernt und war auf keinem allzu lange geblieben.

»Mann, lassen Sie die Kerle doch raufkommen!« sagte er gleichgültig. »Was ist schon dabei? Es ist Karneval — und das ist auf den Inseln hier 'n Ereignis. Fast wie in Rio.« Er nahm die Zigarre aus dem Mund, betrachtete sie einen Augenblick, klebte mit der Zunge ein störrisches Blatt fest und klemmte sie wieder zwischen die Zähne.

»*Eu não posso*. Ich kann nicht.«

»Verdammt noch mal, Mann, natürlich können Sie's. Sie sind doch im Augenblick der Deckoffizier, oder nicht?« Der Maschinist schnaubte. »Ein paar Jungs, die sich mit ihren Blechtonnen 'n bißchen Kleingeld verdienen wollen — was is' schon dabei! Wenn sie 'n paar Kisten Brandy für den Alten brächten«, fügte er anzüglich hinzu, »wären sie schnell an Bord, mitsamt ihren Tonnen!«

Der Offizier an seiner Seite grinste.

»*Ta bom*. All right, Scotty. Krieg nicht gleich einen Herzanfall deswegen!« Er beugte sich über die schwankende Gangway und rief nach unten: »Na schön, *chicos*, ihr könnt an Bord.« Und dann versuchte er, seiner Stimme einen strengen, autoritären Klang zu geben. »Aber kein Betteln bei Passagieren! Klar?«

»In Ordnung. Wir betteln nicht.« Es war der große Mann, der Sprecher und offenkundige Anführer. Der mit der tiefen Stimme und diesem niemals beleidigenden, aber schlau kalkuliert wirkenden Tonfall. »Keine Bettelei. Habt ihr's gehört, Jungs? Nur Musik. Echte Inseltonnen!«

Als die vier auf dem Promenadendeck standen, stellte der

Deckoffizier fest, daß sie gar nicht so jung und so schwächling waren, wie sie von oben ausgesehen hatten. Alt waren sie zwar auch nicht, Anfang Zwanzig vielleicht, nicht viel jünger als er selbst, aber viel robuster. Harte Muskeln wölbten die engen Hosenbeine, die an den kräftigen Waden endeten. Lose, farbenfrohe Hemden mit offenem Kragen und bauschigen Ärmeln vervollständigten die simple Kostümierung. Auf den für die Inseln typischen breitrandigen Seemannshut hatten sie verzichtet; sie waren barhäuptig. Ihre großen nackten Füße platschten auf den Deckplanken, die noch warm von der Nachmittagshitze waren. Einen Moment lang beschlich den Deckoffizier ein unbehagliches Gefühl, und er überlegte, ob er nicht doch einen Fehler gemacht hatte, aber seine Zweifel verschwanden sofort, als die vier ihre umwickelten Trommelschlegel aus den straffsitzenden Gürtelschärpen zogen und zu spielen begannen.

Denn sie *konnten* spielen! Ihre Körper gerieten in Bewegung, die Handgelenke lockerten sich, die Finger flatterten, die umwickelten Schlegel fuhren wie von selbst hin und her. Es war unglaublich, was für weiche, gedämpfte Klänge sie den roh zurechtgehämmerten Öltonnen entlockten.

Sie spielten die Musik der Inseln, Karnevalsmusik — Musik, bei der man Rum trinken, einen Menschen töten, lieben konnte, Musik, die vergessen ließ oder Erinnerungen weckte.

An der Reling des Frachters gegenüber drängten sich gebannte Zuhörer. Vom Swimming-pool der *Porto Alegre*, der am Ende des Promenadendecks lag, kam ein Ruf — amerikanischer Akzent, einer der Passagiere, die es vorgezogen hatten, den Abend an Bord zu verbringen oder erst nach dem Dinner an Land fahren wollten.

»He! Boy!«

»Sir?«

Keine Unterbrechung der rhythmischen Musik, nur ein leichtes Abschwellen.

»Wie wär's, wenn ihr mit eurer Show hierher kämt?«

»In Ordnung, Sir. Sofort. Ein Vergnügen für uns.«

»Nicht vergessen —«, mahnte der Deckoffizier leise. »Kein Betteln!«

»Kein Betteln, jawohl, Sir. Mein Wort darauf.« Die weißen Zähne blitzten im abendlichen Dunkel. An der Fensterwand des Salons flammten bunte Glühbirnen auf, die blaue, gelbe, grüne und rote Lichtflecken auf die verlassenen Liegestühle warfen. Unter der Lichterkette schien der Bandleader noch höher aufzuragen, als sein Schatten die anderen zum Swimming-pool führte. Er blieb noch einmal stehen und sah sich mit einem fast kindlichen Grinsen nach dem Deckoffizier um.

»Aber vielleicht Tips, Sir? Wenn wir sie aufgedrängt kriegen!«

Der Deckoffizier wandte sich mit einem verständnislosen Stirnrunzeln dem Maschinisten zu. »Tips?«

»*Gorjetas*, Trinkgelder.« Der Maschinist konnte zwar nicht viel Portugiesisch, doch *gorjetas* war ein Wort, das man in Brasilien schnell lernte.

Der Deckoffizier seufzte. »Na gut, Trinkgelder – schön.« Er blickte den vier Gestalten nach.

»Der Alte wird Sie schon nicht aufhängen«, bemerkte der Schotte ein wenig spöttisch und nahm seine Zigarre aus dem Mund, um ins Meer zu spucken.

»*Dich* wird er nicht aufhängen, meinst du wohl«, sagte der Deckoffizier auf portugiesisch und grinste.

Die Blechtonnen-Band zog mit ihrer suggestiven Musik über das ganze Promenadendeck, blieb eine Weile bei der Gruppe am Swimming-pool, dann bei einigen Leuten auf der Leeseite des Schiffes, die düster auf die letzten fächerförmigen Strahlen starrten, mit denen die untergegangene Sonne die Ränder der tiefhängenden Wolken am Horizont rot und violett färbte. Es waren ältere Passagiere, die mit einer Miene in ihren Liegestühlen lagen, als seien sie entschlossen, die Vergnügungen des Karnevals um jeden Preis zu meiden. Die Amerikaner am Swimming-pool waren eine laute Clique gewesen, aber sie hatten großzügige Trinkgelder gegeben. Die Gruppe auf der Leeseite gab nichts, doch die vier Blechtonnenspieler hielten ihr Versprechen und unterließen alle Bettelversuche.

Sie trugen ihre weichen Rhythmen durch den Hauptsalon, wo ihre nackten Zehen in dicken Teppichen versanken. Sie tanzten

jetzt beim Spielen, die geschmeidigen Körper wiegten sich, die Ärmel wippten, und die Augen rollten in übertriebener oder echter Ekstase. Spielend und tanzend kamen sie an dem überraschten Barmixer vorbei, der an der verlassenen Bar Gläser polierte; sie passierten die verschlossene Tür der Schiffsbibliothek, das leere Spielzimmer und trugen ihren perlenden Rhythmus schließlich die breite Treppe zum Hauptdeck hinunter bis in die Zahlmeisterei, wo ein Hilfszahlmeister sich mangels besserer Beschäftigungen mit einem Roman die Zeit vertrieb. Es gibt immer Märtyrer unter der Besatzung, wenn ein Schiff im Hafen liegt.

Mit erfreutem Lächeln schaute er hoch, als sie vor seinem Schaltertisch einen Halbkreis bildeten. Er stand auf, knickte ein Eselsohr in sein Buch und legte es grinsend beiseite. Zweisprachig aufgewachsen, beherrschte er Englisch perfekt. Er war ein Nachkomme einer jener Familien, die am Ende des amerikanischen Bürgerkrieges nach Brasilien ausgewandert waren. Der Karneval begeisterte ihn, auch wenn er an diesem Abend nichts davon hatte. Am nächsten Tag, in Guadalupe, würde er an die Reihe kommen. Obwohl die Franzosen im Grunde gar nicht wußten, was Karneval war.

»Ah, eine kleine Darbietung, wie?«

»'ne Darbietung, yessier. Echte Inselmusik.«

»Sehr, sehr gut.« Der Hilfszahlmeister grinste, »*Sehr* gut Absolute Spitzenklasse.«

»Vielen Dank, Sir.«

Der Anführer lächelte mit blitzenden Zähnen und hörte dann zu spielen auf. Er steckte die Trommelschlegel hinten in seine Gürtelschärpe. Die anderen drei setzten die rhythmische Musik fort und verteilten sich mit fast militärischer Präzision im Raum; einer postierte sich an der Treppenbiegung, wo er jeden, der herunterkam, sehen konnte, die anderen beiden besetzten die Zugänge zum Lee- und Steuerbordkorridor.

Das Grinsen auf dem schwarzen Gesicht des großen Burschen war allzu humorlos; und den drei anderen merkte man eine gewisse Spannung an, obwohl ihre Musik nichts davon verriet. Der Hilfszahlmeister betrachtete sie einen nach dem anderen einen Augenblick; dann griff er nach dem Telefon

über sich. Als er den schwarzen Kreis der Pistolenmündung sah, erstarrte seine Hand in der Luft. Er hatte keine Ahnung, woher die Waffe so plötzlich gekommen war.

»He! Was ist das denn?«

»Das? Das ist ein Schießisen, Mann. Hast du noch nie 'n Schießisen gesehen?«

»Du weißt genau, was ich meine. Was soll das Ganze bedeuten?«

»'ne kleine Darbietung.« Der große Bursche zuckte die Achseln.

»Die Hände läßt du flach auf dem Tisch liegen, is' das klar?«

Die tiefe Stimme bekam einen unmißverständlich drohenden Ton. »Und versuch bloß nicht, uns zu bluffen, Mann.«

Die Waffe auf das bestürzte Gesicht des Hilfszahlmeisters gerichtet, nahm er sich mit einer blitzschnellen Bewegung die Öltonne vom Hals und lud sie fast liebevoll auf dem Schalterisch ab.

»Und jetzt woll'n wir dem Schiffssafe 'n Besuch machen.«

»Dem Safe?«

Der junge Mann schluckte, und seine Augen wanderten verzweifelt durch das kleine Geviert mit den geschlossenen Lifttüren, in dem alle Auswege – Korridore und Treppe – versperrt waren. Der Raum hallte von dem Karnevalsrythmus wider, den die stummen drei kunstfertig spielten. Seine Augen kehrten von ihrem verzweifelten Rundblick zu dem schwarzen Gesicht zurück, das ihm mit wulstigen roten Lippen zuzulächeln schien, während die Augen, die auf ihn geheftet waren, nicht die Spur eines Lächelns zeigten.

»Den Safe? Da bist du am falschen Ort. Wir haben es nur mit der Schiffspost, Kabinenschlüsseln und so was zu tun. Der Schiffssafe ist in der Kapitänskajüte neben der Brücke . . .«

»Mann! Ich hab' dir doch gesagt, kein Bluff!«

Die muskulöse Hand mit der Pistole stieß vor, und dann traf die Waffe das plötzlich aschgraue Gesicht auf der anderen Seite des Schalters. Das scharfkantige Korn war entweder ein Fabrikationsfehler oder eigens für derartige Zwecke so zurechtgefeilt. Es hinterließ einen Schnitt auf der einen Wange und zog eine tiefere Furche in den Nasenrücken. Blut begann aus den Wunden zu quellen, sammelte sich am Kinn und tropfte auf den

Schaltertisch und die weiße Jacke der Sommeruniform.

»Mann, Mann!« kam es tadelnd. »Hat deine Mama dir nich' erzählt, was kleinen Jungen passiert, die nie die Wahrheit sagen? Hat sie doch bestimmt. Du hast es bloß vergessen, wie?«

Der junge Hilfszahlmeister blieb stumm.

»Na schön, Mann — willst nich' raus mit der Sprache. Aber ich kann's dir auch selber sagen. Der Safe ist nicht in dem Raum hinter dir, weil die Tür nach vorn führt. Und durch den Gang da drüben kommt man in die Kabine von deinem Boss. Und neben der Kabine, auf der Backbordseite, is' sein Büro. Und da drinnen, glaub' ich, werden wir den Schiffssafe finden. Und weißt du was?« Er machte eine Pause, als erwartete er tatsächlich eine Antwort. »Ich sag' dir eins. Wenn der Safe nicht offen ist — und ich glaub' eigentlich nicht, daß er offen ist —, dann wirst du ihn aufmachen. Sonst bring' ich dich um, so wahr ich hier stehe!«

Und schon war er hinter dem Schaltertisch, um ihm die Pistole in die Nieren zu rammen. Daß der junge Mann ganz unwillkürlich zusammenzuckte, reizte ihn nur dazu, noch härter als nötig zuzustoßen.

»Wenn du die Hände hochnimmst, dann ganz sachte, verstanden? Und jetzt los. Bild' dir nicht ein, es nützt was, wenn jemand die Treppe runterkommt. Dann gib'ts nur noch mehr Verletzte, das is' alles. Unter jeder von den Blehtonnen hier is' 'ne Waffe.«

Seine große Hand packte den jungen Mann beim Kragen, schleuderte ihn brutal herum und zerrte ihn den schmalen Gang entlang. Man hörte das scharfe Geräusch einer sich schließenden Tür, das Klicken, mit dem das Schnappschloß einrastete. Die drei anderen ließen sich nicht aus dem Takt bringen; unentwegt betätigten ihre flinken Hände die umwickelten Stäbe, und als sie einen Song beendet hatten, gingen sie ohne jedes Wort der Verständigung zu einem neuen über. Jeder behielt dabei den ihm zugewiesenen Punkt im Auge.

Nervösen Männern wäre die Wartezeit endlos vorgekommen; diese Männer waren nicht nervös. Für sie waren es drei Minuten und ein paar Sekunden — Zeit für zwei gut eingeübte Songs und

einen Teil eines dritten; exakt die berechnete Zeit. Wieder hörte man das schnappende Schloß, die sich öffnende und schließende Tür, und ihr Anführer war zurück. Nachdem er sich durch einen flüchtigen Blick vergewissert hatte, daß alles in Ordnung war, nahm er seine Blechtonne, hängte sie sich um den Hals, zog die Schläger aus dem Gürtel. Ein paar versuchsweise Schläge, bis er die richtige Stelle gefunden hatte, und schon fiel er zuerst leise, dann mit voller Lautstärke ein, während er sich der Treppe zuwandte.

»Ende der Darbietung, Jungs«, sagte er nüchtern. »Jetzt hauen wir ab.«

Einer der anderen blickte unwillkürlich in Richtung des Korridors, des Zahlmeisterbüros. Im Gesicht des Leaders bewegte sich kein Muskel. Dann grinste er plötzlich, als rechtfertigte der Erfolg des Unternehmens ein kleines Zugeständnis.

»Keine Sorge, Kumpels. Wir lassen uns für kein'n hängen! Der bleibt am Leben! Wird nur 'ne Weile dauern, bis sich seine Freunde an sein Gesicht gewöhnen . . .«

Auf dem Rückweg nach oben bewegten sie sich weder schneller noch langsamer als zuvor, und schon auf der teppichbelegten Treppe lockerten sich ihre Mienen wieder zu einer anfangs etwas verkrampften, bald aber ganz ungezwungenen Heiterkeit, und ihre Augen begannen zu rollen, und die Füße tänzelten mit schleifenden kleinen Schritten zu den pulsierenden Blechtonnen-Rhythmen. Der junge Offizier stand noch immer an der gleichen Stelle, und noch immer leistete ihm der schottische Maschinist Gesellschaft, dessen Zähne noch immer auf die schwarze Zigarre bissen. Der Deckoffizier lächelte die vier freundlich an und bemühte sein allerbestes Englisch.

»Wir hörten euch die ganze Zeit. Ihr habt ausgezeichnet geklungen. Hat sich der Abend gelohnt?«

»Er war nicht schlecht, Mann. Sir, wollt' ich sagen. Wenn man bedenkt, wie wenig Leute an Bord sind.« Eine schwarze Hand trommelte weiter, während die andere gegen die Hosentasche schlug, in der Münzen klirrten. »Möcht' Ihnen danken, Sir.«

Die Musik hörte so abrupt auf, wie sie begonnen hatte, ohne daß jemand ein sichtbares Zeichen gegeben hätte. In der Stille schien ein schwaches Echo nachzuklingen. Man hörte die Män-

ner auf dem Frachter rufen, doch ihre Worte gingen in dem aufkommenden Wind unter. An den winkenden Armen konnte man allerdings erraten, daß sie die Band aufforderten, nun ihnen einen Besuch abzustatten.

Die vier begannen, das schwankende Fallreep hinunterzuklettern. Der erste, der ins Boot sprang, nahm seine Blechtonne ab und zog an dem Tau, um das Ruderboot näher an die tanzende Plattform heranzubringen. Dann stiegen die anderen ein und verstauten ihre Instrumente. Der zweite und der dritte setzten sich an die Ruder. Der Band-Leader löste das Tau durch einen Ruck und stellte sich in den Bug. Er winkte noch einmal zum Promenadendeck der *Porto Alegre* hinauf, und bald danach hatte das nächtliche Dunkel ihr kleines Boot verschluckt.

## 2

Captain José Maria Carvalho Santos da Silva, Verbindungsbeamter zwischen der Interpol und der brasilianischen Polizei, studierte sorgfältig Etikett und Korken der Kognakflasche und probierte einen Schluck. Befriedigt nahm er dem Kellner die Flasche ab, füllte sein Glas und das seines Tischgenossen und lehnte sich dann zurück, um den Kognak zu genießen. Der Kellner verschwand.

Captain Da Silva – Zé für seine Freunde und von seinen Feinden mit unaussprechlichen Beinamen bedacht – war ein großer, athletisch gebauter Mann Ende Dreißig mit einem kaffeebraunen, pockennarbigem Gesicht und einem dichten Schnurrbart, der ihm zusammen mit dem krausen schwarzen Haar mehr das Aussehen eines Räubers aus dem Landesinnern gab als das eines Polizeibeamten. Durch die hohen Backenknochen wirkten seine Züge fast indianisch; wenn er lächelte, erschien er um Jahre jünger – blitzende, ebenmäßige Zähne, die sich weiß von der beinahe kupferfarbenen Haut abhoben, feine Lachfältchen in den Winkeln seiner großen schwarzen Augen. Hingegen war ein zorniges Stirnrunzeln auf diesem zerklüfteten, pockennarbigem Gesicht etwas, das nicht nur die Unterwelt von Rio kannte und fürchtete, sondern auch jeder Untergebene, der den hohen Ansprüchen, die Captain Da Silva sowohl an

sich selbst als auch an seine Mitarbeiter stellte, nicht genügte. Es war allerdings selten, daß jemand, der für den Captain arbeitete, seinen Ansprüchen nicht genügte. Unter diesen Umständen arbeitete er nämlich nicht lange für ihn.

Sein Tischgenosse lächelte über die eingehende Untersuchung des Kognaks.

»Du hast doch ein Labor zur Verfügung«, sagte er. »Warum läßt du nicht eine komplette Analyse machen? Vermutlich könnte ich das über die Botschaft für dich erledigen lassen. Irgendwann werden die *contrabandistas* in Rio auch noch den Geschmack und die richtige Farbe von diesem *Reserva San Juan* hinkriegen. Dann bist du verloren.«

»Solange sie nicht allzu dreist im Alkoholgehalt herumfuschen — und am Preis natürlich«, sagte Da Silva, »soll's mir gleich sein.« Er hob sein Glas. »Zum Wohl.«

»Zum Wohl.«

Da Silvas Gegenüber bot einen deutlichen Kontrast zu der abenteuerlichen Erscheinung des Captains. Wilson war mittelgroß, hatte schütteres, sandfarbenes Haar und blaßgraue Augen; von unbestimmbarem Alter, war er in höchstem Maße unscheinbar — ein Mensch, an dem man täglich auf der Straße vorbeigehen konnte, ohne daß man sich je an ihn erinnert hätte, ein Mann, bei dem sogar die Kleidung nur dazu bestimmt schien, das Bild seiner unauffälligen Persönlichkeit zu ergänzen. Doch dieses farblose Äußere war kein Zufall. Es wurde, wie Da Silva genau wußte, von Wilson sorgfältig kultiviert und war ihm in seinem Beruf außerordentlich nützlich. Offiziell bekleidete er den Posten eines Sicherheitsbeamten bei der amerikanischen Botschaft in Rio de Janeiro und gab den Prügelknaben für amerikanische Touristen ab, die sich in ihrer eigenen Gedankenlosigkeit oder Dummheit verfangen hatten; ihm oblag das Auffinden verlorener Pässe und sehr häufig die Wiedervereinigung von Seemann und Schiff, Ehefrau und Ehemann, Koffer und Koffereigentümer.

In Wirklichkeit gehörte er, wie Da Silva, zur Interpol und hatte bei verschiedenen Aktivitäten seiner Regierung, über die nur wenig in die Öffentlichkeit drang, die Hand im Spiel. Vom Botschaftspersonal wußte nur der Botschafter genau Bescheid